

Wolfgang Schadewaldt

Die Wiedergewinnung antiker Literatur

Wer sich um die auch unserer Zeit neu aufgegebene Wiedergewinnung der antiken und zumal der altgriechischen Dichtung für unsere Literatur auf dem Wege der nachdichtenden Übersetzung bemüht, sieht sich alsbald vor eine weittragende Entscheidung gestellt. Er hat die Wahl zu treffen zwischen zwei einander entgegengesetzten Prinzipien des Übersetzens, die schon Goethe einmal mit großer Klarheit unterschieden hat. Das eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht wird, so daß wir ihn als den unsrigen ansehen, das andere, daß wir uns zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Sprechweise und seine Eigenheiten finden. Die erste also geht darauf aus, den fremden Autor im eigentlichen Sinn des Wortes zu „verdeutschen“, ihn „einzudeutschen“, indem man ihn seiner nationalen und persönlichen Eigentümlichkeiten entkleidet und diese in die gängigen Begriffe und Vorstellungen unserer sprachlichen und poetischen Konventionen umsetzt. Wir können diese Art des Übersetzens deswegen als die umsetzende, transponierende bezeichnen. Die andere Übersetzungsart ist davon durchdrungen, daß es beim Übersetzen auf die Aneignung gerade jener uns zunächst fremden Eigentümlichkeiten des Originals ankomme, daß es darum gehe, unsere eigene Sprache durch die Herübernahme jener Eigentümlichkeiten zu bereichern. Und so versucht diese Übersetzungsart, eben jenen uns zunächst fremden Charakter des Originals bis hart an die Grenzen des Sprachmöglichen auch in der deutschen Übersetzung zu bewahren. Wir wollen diese Übersetzungsart, jener transponierenden gegenüber, als die wörtlich bewahrende bezeichnen, wobei wir unter „wörtlich“ kein Kleben an den Wörtern im Schulsinne, sondern die große, alles durchdringende Verpflichtung dem Wort des Dichters und seiner Wahrheit gegenüber verstehen. Die Wiedergewinnung der antiken Dichtung auf dem Wege des Übersetzens ist bisher vorwiegend den Weg jenes transponierenden Übersetzens gegangen. In Deutschland ist das Übersetzungswerk von Wilamowitz - aber ebenso auch das seiner Gegner - so gut wie ganz auf jenes transponierende Übersetzen gestellt gewesen. Und ähnlich ist etwa in der gleichen Epoche in England der große Hellenist Gilbert Murray in seinen Übersetzungen griechischer Dramen verfahren, die mit ihren an die vierhunderttausend ausgegebenen Exemplaren den größten übersetzerischen Erfolg aus dem Griechischen darstellen, den die Welt je gesehen hat. Und kein Zweifel, daß diese transponierend angleichende Übersetzungsart ihr sachliches Recht hat. Sie ist überall dort am Platze, wo die Sprache des Originals den Charakter des Redensartlichen hat. Denn die Redensart, in der das einzelne Wort gleichsam untergegangen ist, wird natürlich am besten durch eine entsprechende Redensart in der anderen Sprache übersetzt. Und so verlangt z. B. die Komödie, in der so oft die Redensart des Alltags den Scherz, den Witz, die Komik trägt, weithin diese Art des Übersetzens.

Wie aber, wenn in großer, ernster Dichtung gerade nicht die Redensart, sondern das „Wort“ (in des Wortes höchstem Sinn) Träger des dichterischen Ausdrucks ist? Betrachten wir doch gerade das als das Kennzeichen solcher Dichtung, daß das Wort in ihr - noch oder wieder - ursprünglich, wesensunmittelbar, seinsträchtig, sachlich erfüllt, dichterisch faktisch ist, daß es, aus dichterischer Vision geboren, mit tiefer Richtigkeit Welt heraufruft, in sich Welt enthält. Ich denke, es sollte klar sein, daß einer solchen Dichtung gegenüber das umsetzende Transponieren (das nur zu oft zum Trivialisieren führt) mit dem Wort das dichterische Gebilde selbst zerstört, daß es mit seinem Umsetzen nur das ungefähre Gemeinte festhält, jenes Allerwelts-Gemeinte, das der Dichter in dem ihm eigenen Wort doch gerade auf eigene unwiederholbare Weise verleiblicht. Es scheint, einer solchen Dichtung gegenüber ist einzig jene andere Übersetzungsart angebracht, die die Wahrheit des originalen Wortes über alles stellt und sich an die Maxime des Dichters hält: „daß gepflegt werde der feste Buchstab!“ oder auch an die Maxime jenes anderen Dichters: „das Wort sie sollen lassen stahn.“ Wirklich hat Luther, der im übrigen in ein „süß, fein, gut, klar Deutsch“ deutlich und vollständig zu übersetzen suchte, doch auch bekannt, daß er bei wichtigen Schriftworten lieber der deutschen Sprache Abbruch tun, als „von dem Worte weichen“ wollte. Und so hat Hölderlin, lange Zeit unverstanden, den Sophokles mit unerhörter „harter Wörtlichkeit“ übersetzt. So hat Goethe einmal erklärt: „Beim Übersetzen muß man bis ans Unübersetzliche herangehen; alsdann wird man aber erst die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.“ Und so hat Schleiermacher die entscheidende Formel gefunden, die Übersetzung müsse das Fremde spürbar machen, ohne zu befremden.

Die große Dichtung der Griechen, die wir wiedergewinnen wollen, ist durchweg Dichtung in jenem großen ursprünglichen Sinn. Ihr Wort ist notwendiges Wort, Wort, das Welt enthält. Und selbst

wo Redensartliches in diese Dichtung hineinwirkt, da ist dies immer noch ursprünglich im allgemeinen nationalen Sinn. In meinen eigenen Übersetzerischen Bemühungen um den Homer, die Sap-pho, den Sophokles, den Aristophanes habe ich mich deswegen für jene wörtlich bewahrende Art des Übersetzens entschieden, und dem Homer, dem Sophokles als Übersetzer so viel für unsere deutsche Sprache abzugewinnen gesucht, als auf Grund unseres heutigen, strenger gewordenen Verständnisses jener großen Griechen nur irgend abzugewinnen ist. Und gottlob ist unsere deutsche Sprache, anders als die meisten modernen Sprachen, auch heute noch so wandlungsfähig, daß sich im Deutschen sehr viel, ohne undeutsch zu werden, wagen läßt.

Hier erhebt sich die große Frage, wie ein solches dem ursprünglichen Wort des Dichters verpflichtetes Übersetzen durchführbar ist. Die erste Antwort lautet: nur vermöge eines großen Opfers - des Opfers der äußeren sinnlichen Form des Originals, wie diese sich in Versmaß, Zahl der Verse, in Klängen aller Art, kurz: in der gesamten sinnlichen Lautgestalt der Dichtung darstellt. Wörtlich übersetzen und zugleich jene äußere sinnliche Form bewahren, ist unmöglich. Wer sich auch nur an die Verszahl des Originals bindet, muß notgedrungen, wie die Erfahrung lehrt, im Deutschen einmal kürzen, einmal strecken, die Sätze umbauen, die Vorstellungen verbiegen (wozu ihm jenes transponierende Übersetzen alle Freiheit läßt). Der Übersetzer, er mag anstellen, was er will, muß sich entweder für das Wort oder für die äußere Form entscheiden. Entscheidet er sich aber für das Wort und zur Aufopferung der äußeren Form, so bleibt dies Opfer zwar groß genug, da alle Dichtung sich in der sinnlichen Form vollendet. Allein, er opfert mit der sinnlichen Form doch wieder nur etwas, was auf keine Weise /übersetzbar' ist. Sinnliche Qualitäten lassen sich nicht die eine in die andere /übersetzen'. Die sinnliche Form der Dichtung ist unlösbar in Klang und Art der ursprünglichen Zunge verhaftet. Und wenn schon eine Bachsche Orgel-Toccatà, auf Orchester uminstrumentiert, etwas ganz anderes wird, so ist das Uminstrumentieren der Klänge zweier verschiedener Sprachen, ja selbst Dialekte, eine bis heute noch unerfundene Kunst. Man gebe einmal an, wie wohl der Klang und Tonfall des Schwäbischen auf Hannoveranisch umzuinstrumentieren wäre! Aus solchen Erwägungen heraus habe ich um der Bewahrung des Wortes willen in meinen Übersetzungen die äußere Form geopfert und den Dialog der Tragödie in Jamben, aber freie Jamben, die Chorpartien in freie Rhythmen übersetzt und im Homer, um vom Hexameter loszukommen, zu einer rhythmisierten Prosa gegriffen.

Auch das originale Wort des Dichters läßt sich nicht ohne jedes Opfer übersetzen. Aber die Dinge liegen hier doch anders. Das Wort des Dichters ist Menschenwort, und es ist aus der Welt gesprochen. Das heißt, es hat Bezug auf etwas, was auch in uns als Menschen liegt, was uns als Weltwesen umgibt. Diesem Allgemein-Menschlichen und Welthaften gibt das originale Wort des Dichters die nur ihm eigene innere Gestalt. Und diese innere Wortgestalt, der Logos des Dichters, läßt sich in seiner inneren Struktur und Plastik nun allerdings weitgehend in einer anderen Zunge mit deren andersartigen lautlichen Mitteln neu -verwirklichen. Und dieses eben nenne ich Übersetzen: die neue Verwirklichung der im Original recht vernommenen Sinngestalt mit den Mitteln der eigenen Zunge. Die Übersetzung vermag auf diese Weise mit neuen Mitteln im Prinzip das Wesen des Originals zu treffen. Es ist das Höchste, was die Übersetzung leistet. Notwendig ist dafür aber wieder, jenem Verzicht auf die äußere sinnliche Form gegenüber, eine dreifache Bindung. Erstens: die Bindung, vollständig zu übersetzen, nichts wegzulassen, nichts hinzuzufügen. Zweitens, die ursprünglichen Vorstellungen des Dichters in ihrer Reinheit und Eigentümlichkeit zu bewahren. Und drittens, die Abfolge dieser Vorstellungen, so wie die Dinge der Welt dem Dichter im Satz und im Gefüge der Sätze vor Augen kommen, soweit nur irgend möglich auch im Deutschen zu bewahren.

Was die Vollständigkeit des Übersetzens angeht, so ahnt der vertrauensvolle Leser gar nicht, wieviel ihm in unseren poetischen Übersetzungen von dem Wortlaut des Originals vorenthalten wird, wieviel eigene Zutat des transponierenden Übersetzers ist. Man kennt den in der Voßschen Fassung fast sprichwörtlich gewordenen Vers Homers: „Und sie erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle." /Lecker bereitetes Mahl' - ja, diese sinnenfrohen Griechen! Leider aber steht davon bei Homer kein Wort. Homer sagt nur ganz sachlich: „Und sie streckten die Hände aus nach den bereiten vorgesetzten Speisen." Oder jener allbekannte Steinblock, den der Büsser Sisyphos vergeblich wälzt, nach Voß, dem am Klang liegt: „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor." Aber da ist sowohl das „Donnergepolter" wie das „hurtig" reine Voßsche Zutat, und kein „Marmor" ist es bei Homer, sondern ein einfacher Stein. Er sagt: „Doch wenn Sisyphos den Block über die Kuppe werfen wollte, so drehte ihn das Übergewicht zurück: wieder- rollte dann der Block, der schamlose, ins Feld hinab." Und eben diese Sachlichkeit des Sagens ist Homerisch. Man bedenke, wie solche Zutaten, die besonders unsere hexametrischen Übersetzungen Homers aus Gründen des Verszwangs durchsetzen, mit dem Wort des Dichters

auch seine ganze Weltsicht verfälschen müssen. - Was die Reinheit der Vorstellungen angeht, so sei dafür ein Beispiel aus dem ‚König Ödipus‘ des Sophokles gegeben. Da entsetzt sich der Chor mit höchstem Ausdruck über den Anblick des Ödipus, der sich selbst die Augen ausgestochen hat: „Welcher Wahnsinn kam, o Armer, dich an? Welcher Daimon sprang mit größerem als dem weitesten Sprung auf dein unseliges Schicksal?“ So in wörtlicher Übersetzung. In unseren bekanntesten Übersetzungen aber findet sich nun wieder nichts von diesem Sopho-kleischen ‚größerem als dem weitesten Sprung‘ des Daimon. Sondern da ‚stürmt‘ der Gott /heftiger als der wildeste Sturm‘, da ‚verführt‘ er, /stürzt er in tiefste Tiefen hinab‘. Offenbar erschien den transponierenden Übersetzern jenes unerhörte Springen ‚mit größerem als dem weitesten Sprung‘ als ‚undeutsch‘. Nun, es ist auch nicht /griechisch‘, sondern der einmalige Ausdruck des Dichters, der hier einmal, um das höchste Entsetzen wiederzugeben, zu dieser unlogisch großartigen Über-Steigerung des Ausdrucks greift.

Leider erlaubt der beschränkte Raum nicht, auch die Bedeutung der in der Übersetzung festgehaltenen originalen Wortfolge durch Beispiele zu illustrieren. Darum sei nur so viel gesagt, daß der Übersetzer, wenn er auch im Deutschen die additive, anreihende homerische Satzform nachbildet, nach der der Nebensatz sich so oft zum Hauptsatz verselbständigt und die Beiwörter so gern gewichtig hinter das Hauptwort treten, auch etwas von dem charakteristisch homerischen Rhythmus der Vorstellungen spürbar macht, wie von jener Sehweise, die in der Welt fast überall dort Substanzen wahrnimmt, wo sie sich für uns Heutige in Funktionen auflöst. Bei Sappho wird so der zarte und gleichsam ewige Fluß ihres Fühlens, Sinnens, Trachtens auch im Deutschen spürbar, während die oft unerhörten Sperrungen und Verschränkungen des Worts der Tragödie die ungeheure Angespanntheit der tragischen Existenz versinnlichen. Bewahrt man diese Folgen nach Möglichkeit auch im Deutschen, so gewinnt man mit dem Wort des Dichters zugleich auch etwas von der Art seines Sagens zurück, in dem sich weitgehend auch die Art des Seins des Dichters darstellt.

Ich schließe diese andeutenden Ausführungen mit einem Wort, das der englische Dichter T. S. Eliot jenen vorhin erwähnten Übersetzungen des Hellenisten Gilbert Murray entgegengehalten hat: „Wir brauchen ein Auge, das die Vergangenheit an ihrer Stelle mitsamt ihren charakteristischen Unterschieden zu unserer Gegenwart sehen, doch zugleich so lebendig sehen kann, daß jene Vergangenheit uns so gegenwärtig wird wie die eigene Gegenwart.“ Eine hohe Anforderung an den Übersetzer wie auch den Leser, dem damit sehr viel abverlangt wird. Doch darf der so übersetzende Übersetzer, denke ich, auch wieder auf den vielleicht desillusionierten, aber auch festen Sinn für das einfache Wahre vertrauen, der bei dem vielen, was unsere Generation eingebüßt und hinter sich gelassen hat, heute zumal in unserer Jugend lebt.

Aus: Begegnungen 7, Schroedel Verlag, Hannover usw. (4) 1973, S. 58 - 62